

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 61. Bromberg, den 25. April 1925.

Frau Mirjam und ihre Töchter.

Ein Roman aus geweihten Landen
von Erich Friesen.

(1. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Während der Rumpelkasten von Eisenbahnwagen über die fruchtreiche Ebene von Sarona hindampfte, wo Palmen und Olivenwaldungen durch die kleinen Waggonfenster lugten oder die weißen Steingräber arabischer Friedhöfe — arbeitete die Phantasie der beiden Kinder.

Ob es wohl noch schöner sein würde als in Jaffa? . . . Ob die Eltern die ganze pompöse Einrichtung mitgenommen hatten? . . . Und die gesamte Dienerschaft? . . . Ob der Vater endlich zurückgekehrt war von seiner langen Reise? . . Und ob die Mutter jetzt wieder so heiter sein würde wie früher? . . .

Hinein keuchte der Zug ins Gebirge Juda, in glühende, über öden Felshöhen brütende Mittagssonne . . . hinein in unheimlich rauhe Schluchten.

Und nun — Jerusalem!

Der Zug hielt.

Irmgard und Gerhilde waren die ersten, die heraussprangen.

Erwartungsvoll glänzten die klaren Kinderaugen. Die kleinen Herzen pochten laut und ungestüm.

Wo waren die geliebten Eltern? Wo?

Niemand sichtbar ringsum.

Doch — dort hinten am Ende des Bahnhofs eine dunkle Frauengestalt, die auf die beiden Mädchen zukam.

„Irmgard! Gerhilde! Meine Kinder! Meine teuren Kinder!“

Und schon fühlten sie sich leidenschaftlich umschlungen, fühlten sie heiße Tränen auf ihre Wangen tropfen.

Ganz eingeschüchtert blickten die beiden Mädchen auf. Sie erkannten die in ein schlichtes graues Gewand von europäischem Schnitt gekleidete Frau mit den bleichen, verhärmten Zügen und den dunklen Rändern um die Augen zuerst kaum wieder.

„Mutter! O Mutter!“ schluchzte Gerhilde geängstigt auf. Und zwei weiche Kinderarme legten sich um ihren Hals, und die Tränen aus den unschuldigen Kinderaugen mischten sich mit denen der unglücklichen Frau, während die ältere Irmgard stumm daneben stand und die so veränderte Mutter anstarrte wie einen Geist.

Dieser ersten großen Enttäuschung folgten bald die zweite, die dritte. Die Kinder begriffen zuerst gar nicht, wie sie leben konnten in dem niedrigen, kleinen Haus. Begriffen nicht, wie die Mutter in stiller Demut das Elend geduldig trug und den ganzen Tag und die halbe Nacht mit ihrer einförmigen Arbeit verbrachte, um sich und ihre Kinder vor dem Verhungern zu bewahren.

Zuerst war man seitens der deutschen Kolonie der ernsten jungen Frau aufs freundlichste entgegengekommen. Da sie sich jedoch auffallend zurückhaltend verhielt, alle Einladungen ablehnte und sich bei jeder teilnehmenden Frage nach ihrem früheren Aufenthalt und ihrem Mann scheu in sich selbst zurückzog, so überließ man sie schließlich ihrem Schicksal. Eine Weile sprach man noch über sie . . . dann zuckte man die Achseln . . . und bald vergaß man überhaupt ganz, daß dort oben in der Via dolorosa eine bleiche Frau, die einen deutschen Namen trug, mit ihren beiden Töchtern existierte.

Die vierzehnjährige, ernst veranlagte Irmgard fügte sich bald in das Unvermeidliche.

Das ungezügelte, leidenschaftliche Temperament ihrer um zwei Jahre jüngeren Schwester jedoch bäumte sich von Anfang an auf gegen das herbe Geschick. Wie oft quälte Gerhilde die Mutter mit Fragen, weshalb sie Jaffa verlassen hätten, wo die schönen Sachen alle geblieben wären und warum der Vater noch immer verreist sei.

Mit unermüdlicher Geduld erwiderte Frau Mirjam stets dasselbe: Der Vater habe bei seinen Geschäften in Jaffa Unglück gehabt, die schönen Sachen wären alle verkauft und — —

Bei der Beantwortung der Frage nach dem Verbleib des Vaters stockte sie stets, und es dauerte immer eine ganze Weile, bis sie sich zur Beantwortung auch dieser Frage aufraffte:

Der Vater sei — sei — — in die weite Welt hinausgezogen — —

Wohin?

Irgendwohin.

Warum?

Um — um — — um seiner Familie eine — eine — neue — — Existenz zu schaffen. —

Ganz eigentümlich berührte es stets Irmgard, die schon von Kindheit an eine kleine Grüblerin war, daß die Mutter, sobald von dem Vater gesprochen wurde, eine gewisse Unruhe zeigte und den klaren Blick ihrer Töchter mied.

Gerhilde dagegen gab sich mit der Erklärung der Mutter zufrieden.

Zuerst wenigstens.

Sie wartete und wartete auf das Glück, das ja bald kommen m ü s s e.

Aber Jahr auf Jahr schwand dahin. Und die so sehnlich erwartete Heimkehr des Vaters mit dem großen Geldsack, der sie und die Mutter und Schwester aus ihrer drückenden Armut befreien sollte, erfolgte nicht.

Schließlich gewöhnten beide Kinder sich an ihr trübes Los. Eine Klosterschwester gab ihnen jeden Tag ein paar Stunden Unterricht. Die übrige Zeit halfen sie der Mutter bei ihrer Arbeit. Ein geisttötendes Dahinvegetieren — ohne Anregung, ohne Abwechslung.

Da brachten die beiden eben erwachsenen Mädchen der Mutter eines Tages einen fremden Mann ins Haus.

Sie hatten beim Händler ihre Blumenkartons abgeliefert und den spärlichen Wochenlohn dafür erhalten. Beim Nachhauseweg wurden sie plötzlich am Zionstor durch das wütende Gekläff der hier herumnistenden herrenlosen Hunde erschreckt. Hastig, fast besinnungslos vor Angst, rannten die Mädchen davon, gefolgt von der gereizten Meute.

Beim rasenden Laufen fiel Gerhilde über einen im Wege liegenden Stein.

Schon sah sie die brennenden Augen, die fletschenden Zähne der halbverhungerten Tiere dicht über sich — —

Da — ein Peitschenhieb . . . . ein Schmerzgeheul — — Die Hunde schlichen wimmernd davon.

Als Gerhilde, noch angstbleich, sich vom Boden erhob, stand ein junger hochgewachsener Mann vor ihr.

Impulsiv streckte das Mädchen ihrem Retter die Hand entgegen, die er lächelnd ergriff.

„Ja, ja, mein Fräulein! Mit den Biestern ist nicht zu spaßen. Nun kommen Sie! Ich werde die jungen Damen nach Hause begleiten, damit Ihnen nicht nochmals ein Abenteuer über den Weg läuft.“

Zuerst zog Frau Mirjam sich scheu in sich selbst zurück, als ein Fremder — zum erstenmal seit vielen Jahren — ihr Haus betrat. Doch Heinz Hartung wußte rasch durch sein fröhliches, offenes Wesen, sein heiteres Lachen ihre Befangenheit zu zerstreuen.

Bald war er ein fast täglicher Gast in dem kleinen Hause an der Via dolorosa.

Ein gleiches Geschick verbindet die Menschen oft inniger miteinander als irgendwelche äußere Bande.

Frau Mirjam und ihre Töchter erfuhren gar bald, daß Heinzens Vater, nachdem er in Hamburg ein großes Haus geführt und jährlich Hunderttausende verputzt hatte, als Bankrotteur unter einer ungeheuren Schuldenlast gestorben war. Unter unsäglichen Opfern hatte sein einziger, damals zweiundzwanzigjähriger Sohn seine medizinischen Studien beendet. Dann entschloß er sich, da seine Verwandten ihm mit nicht mißzuverstehendem Mißtrauen begegneten, Deutschland den Rücken zu kehren. Ein älterer Studiengenosse, der längere Zeit in Jerusalem gelebt, hatte ihm viel von dem heiligen Lande erzählt und ihm geraten, in Jerusalem, wo Mangel an guten Ärzten wäre, sein Glück zu versuchen.

So kam der junge Dr. Heinz Hartung vor einigen Jahren nach Jerusalem.

Doch die erhoffte Praxis blieb aus. Zumeist nur Arme, die nichts zahlen konnten, nahmen seine Hilfe in Anspruch.

Schon dachte er daran, nach einer anderen Stadt überzusiedeln. Da lernte er durch jenen Zufall das liebliche Schwesternpaar kennen. Und wie mit unwiderstehlicher Gewalt hielt es ihn fest an dem Boden Jerusalems.

Offen und ohne Rückhalt sprach er zu Frau Mirjam und ihren Töchtern über die Verhältnisse seines Vaterhauses, erzählte er ihnen von seiner Jugend und seinen Kämpfen und Sorgen.

Frau Mirjam dagegen bewahrte über ihre Vergangenheit tiefstes Stillschweigen. Er weiß nur, was Irmgard und Gerhilde selbst wissen: daß ihr Vater vor vielen Jahren in Jaffa ein angesehener Bankier war und daß dann plötzlich das Unglück über die Familie hereinbrach.

Nach der Ursache dieses Unglücks fragte er nie. Angeborenes Zartgefühl hielt ihn ab, zu erforschen, was man ihm nicht freiwillig anvertraute.

In das düstere Leben der drei einsamen Frauen fiel durch die Freundschaft des hochgebildeten jungen Arztes ein erhellender Sonnenstrahl, dem sich besonders Gehildes Herz mit einer Art süßen Bangens erschloß.

Weder Frau Mirjam noch Irmgard kam es je in den Sinn, daß Heinz dem Herzen einer von ihnen noch näher treten könnte. Frau Mirjam betrachtete ihn wie eine Art Sohn. Für Irmgard war er ein lieber Bruder.

Nur Gerhilde überfiel es in seiner Nähe, unter dem Blick seiner treuen braunen Augen manchmal wie eine leise Ahnung, daß es ein noch beseeligenderes Gefühl geben könne, als Freundschaft und die Zuneigung zur Mutter und Schwester.

Und heute ist diese Ahnung zur Gewißheit geworden. Heinz hat um sie geworben! Er hat ihr den ersten Kuß auf die Lippen gedrückt! Hat ihr den schlichten Goldreif an den Finger gesteckt mit den feierlichen Worten:

„Meine Gerhilde! Mit diesem Ring verlobst du dich mir für immer, bis daß der Tod uns scheidet!"

Und stumm vor Glück, hat sie nur mit dem Kopf genickt und es errötend geduldet, daß er ihr Gesichtchen zum Abschied an seine Brust zog und ihr goldig schimmerndes Haar mit Küssen bedeckte.

Als die junge Braut gleich darauf zur Tür hereinstürmte, das Herz zum Zerspringen voll von stolzem Glück — da war ihr erster Gedanke:

„Die Mutter! Wie wird die geliebte Mutter sich freuen!"

Und nun? . . . Welch seltsame Aufnahme fand bei ihr die Nachricht von dem Glück der Tochter!

Gerhilde zieht die feinen Brauen zusammen, als sie, die Hände lässig im Schoß gefaltet, sich die Worte der Mutter im Geist nochmals wiederholt.

„Nie kannst du Heinzens Weib werden! Nie!"

Sie grübelt und grübelt, ohne eine Antwort auf die bange Frage ihres Herzens zu finden.

„Irmgard!" raunt sie endlich der Schwester zu, die, über ihre Arbeit gebeugt, still dasitzt. „Irmgard, hast du eine Ahnung, was die Mutter meinte?"

„Nein, Hilde. Keine Ahnung."

„Glaubst du, die Mutter wird bei ihrer Ansicht bleiben?"

Irmgard zuckt die Achseln. Sie kennt die Mutter zu gut, um an dem Ernst ihrer Worte zu zweifeln.

Gerhilde aber wirft trotzig den Kopf in den Nacken. Es ist nicht ihre Art, sich einschüchtern zu lassen. Sie wird morgen der Mutter erklären, daß nichts imstande ist, sie von Heinz zu trennen.

Nichts! Auch der Wunsch der Mutter nicht!! Auch nicht ihr strenger Befehl!!!

Nein — nichts.

III.

In herrlichstem Tiefblau erstrahlt am nächsten Morgen der leuchtende Himmel über der Stadt Davids, als hätte ihn nie ein feuchtes Wölkchen getrübt.

Schon frühe sind die Schwestern auf, der Mutter harrend, die heute, ganz gegen ihre Gewohnheit, länger in ihrem Zimmer bleibt.

Endlich erscheint sie am Frühstückstisch — bleich, übernächtig.

Herzlich, wie gewöhnlich, ist die Morgenbegrüßung zwischen Mutter und Töchtern. Dann fällt Gerhilde gleich mit der Tür ins Haus.

„Mutter! War das gestern dein Ernst, als du sagtest, ich könne niemals Heinzens Weib werden?"

„Ja, mein Kind," erwidert Frau Mirjam, und es zittert etwas wie eine Bitte um Vergebung in ihrer Stimme nach. „Ja, mein Kind. Es war mein vollster Ernst!"

„Und warum nicht?" fährt Gerhilde auf, keine Notiz von Irmgards besänftigendem Winken nehmend.

Frau Mirjam bedeckt die Augen mit den Händen. Es ist, als wolle sie den klaren, forschenden Blick der Tochter vermeiden.

„Du — du bist noch — zu jung!" murmelt sie, ihre Stimme vergebens zur Festigkeit zwingend.

„Du warst noch jünger, als du dich verlobtest, Mutter! Kaum sechzehn!"

Frau Mirjams bleiche Wangen werden noch um einen Schatten bleicher.

„Das ist etwas anderes, mein Kind. Ich stamme von einem anderen Volksstamm ab. Außerdem — vergiß nicht, wir sind arm, ganz arm. Und Heinz —"

„— ist auch arm!" fällt Gerhilde mit einem Anflug von Humor ein. „Auch darin passen wir zueinander!"

„Aber — er hat vornehme Verwandte —"

„— die nichts von ihm wissen wollen! Das weißt du so gut wie ich, Mutter. Suche nicht nach Ausflüchten! Du hast einen anderen Grund! Sage ihn mir! Bin ich nicht dein Kind, das dich so innig liebt? Ich sehe ja, daß dich etwas quält! Sehe es schon seit langem. Habe ich nicht ein Recht, zu wissen, was es ist? Jetzt, da es auch mein Glück zu zerstören droht?"

Leidenschaftlich, sich überstürzend, fließen die Worte von den Lippen des tieferregten Mädchens.

Frau Mirjam scheint zu schwanken.

„Ich — kann nicht!" stöhnt sie endlich auf.

„Du — kannst nicht?"

Groß und fragend blicken Gerhildes Augen in die der Mutter.

„Nein, ich kann nicht. Frage mich nicht weiter!"

„Laß die Mutter!" raunt Irmgard der Schwester zu und versucht, sie fortzuziehen. „Siehst du denn nicht, wie sie leidet? Willst du ihren geheimen Kummer noch vergrößern?"

Gerhilde schüttelt den Kopf.

„Nein. Davor bewahre mich Gott. Aber eines versprich mir, Mutter! Wenn du aus einem unerklärlichen Grund mir nicht sagen willst, weshalb du eine Verbindung zwischen Heinz und mir nicht wünschest, so teile ihn wenigstens ihm mit. Er hat ein Recht darauf, ihn zu erfahren."

Frau Mirjam schweigt. In ihren bleichen Zügen spiegelt sich ein schwerer Kampf wider.

„Ja, Mutter", mischt sich nun auch Irmgard zum erstenmal in das Gespräch. „Hilde hat recht. Heinz ist ein Ehrenmann durch und durch. Was auch deine Gründe sein mögen — und ich zweifle nicht daran, daß es ernste sind — Heinz wird wissen, ob das Hindernis zu überwinden ist oder nicht!"

Noch kurze Zeit zögert Frau Mirjam. Dann sagt sie widerstrebend:

„Nun wohl. Heinz soll entscheiden!"

Ein Jubelruf springt von Gerhildes Lippen. Mit altgewohnter Zärtlichkeit küßt sie das gesenkte Gesicht der Mutter. Ihre Augen erstrahlen in froher Zuversicht.

Den ganzen Tag über harrt Gerhilde der Ankunft des geliebten Mannes. Ihr ist, als müsse sein herzliches Lachen, sein fröhliches Scherzwort die Wolken verscheuchen, welche die geheimnisvolle Andeutung der Mutter über den Sonnenschein ihres bräutlichen Glücks verhängte.

Spät am Abend endlich trifft der Heißersehnte ein. Doch nur für wenige Augenblicke. Nur, um seiner „Braut" — wie er mit glücklichem Aufleuchten seiner braunen Augen betont — guten Tag zu sagen. Er müsse heute abend noch zu einem Patienten, einem jungen Mann, der vor etwa zwölf Jahren ganz plötzlich durch einen Schlag auf den Kopf sein Gedächtnis verloren habe — ein ganz eigenartiger medizinischer Fall, der ihn lebhaft interessiere.

Frau Mirjam atmet wie erlöst auf, als er wieder fort ist. Gerhilde aber setzt sich mit ungewohnter Fügsamkeit

an den runden Arbeitstisch, um der Mutter und Schwester bei ihrer Arbeit zu helfen. Doch ersichtlich weilen ihre Gedanken mehr bei dem Geliebten, als bei den auf dem Tisch verstreuten Blumen. Immer wieder kehrt ihr Blick zu dem Ring an ihrem Finger zurück, der bei jeder Bewegung ihrer schlanken Hand im matten Lampenlicht auffunkelt. Mechanisch reiht sie Blume an Blume, um gleich darauf die Arbeit als unbrauchbar wieder zu zerstören.

Mit einem tiefen Atemzug lehnt sie sich endlich in ihren Stuhl zurück. Die müden Lider schließen sich.

„Geh schlafen, Kind!" ermahnt die Mutter. „Auch wir folgen bald nach. Geh nur!"

Beschämt ob ihrer Trägheit, murmelt Gerhilde eine Entschuldigung. Aber die Hast, mit der sie Mutter und Schwester „Gute Nacht" wünscht und leichten Schrittes in ihre Kammer eilt, beweist, wie sehr sie darnach verlangt, mit ihren Gedanken allein zu sein.

Noch kurze Zeit sitzen Frau Mirjam und Irmgard bei ihrer Arbeit. Dann packen auch sie ihre Blumen zusammen und schicken sich an, ebenfalls zu Bett zu gehen.

Plötzlich horcht Frau Mirjam auf. Ihre schreckhaft geöffneten Augen richten sich mit einem eigenen Ausdruck auf die Tür.

„Hörst du nichts, Irmgard?"

Irmgard lauscht angestrengt.

„Nichts, Mutter. Du bist übermüdet. Komm zu Bett!"

Frau Mirjam schüttelte den Kopf.

„Öffne das Fenster, Irmgard! Aber leise ...... Und horche hinaus!"

Obgleich Irmgard die Erregung der Mutter nicht begreift, so tut sie doch, wie ihr geheißen.

(Fortsetzung folgt.)

Jugend.

Skizze von Julius Knopf.

Paul Werner hatte seinen Weg gemacht. Aus der kleinen Thüringer Provinzstadt, deren enge Verhältnisse ihn zu Boden drückten, war er nach Berlin gekommen, um die Jagd nach dem Glück aufzunehmen. Er hatte es sich zum Lebensziel erkoren, vorwärts zu kommen, rücksichtslos — unter reichlichem Gebrauch seiner Ellenbogen, wenn es sein mußte. Und dieses Ziel vor Augen, zähe, abhold jeder Gefühlspolitik, war er Schritt für Schritt höher gestiegen, langsam, aber sicher, wie ein erfahrener Bergwanderer. Er hatte sich durchgesetzt, sich eine glänzende Position erarbeitet, die auch die verheerende Zeit der Inflation nicht hatte gefährden können. Was tat es, daß in diesem Kampf ums gute Leben in ihm das Hohe erniedrigt, das Niedrige erhöht wurde! Er achtete nicht darauf, denn er fühlte sich als moderner, brutaler Herrenmensch.

Die Wissenschaft lehrt, daß das Herz eines jeden Menschen so groß ist, wie seine Faust. Paul Werners Herz konnte nicht einmal die Größe eines Babyfäustchens haben, so wenig schien er zu empfinden. Ihm galt als verdienstvolles Werk ein Werk, das ihm Verdienst brachte.

Natürlich hatte er auch geheiratet. Mit den Jahren war ihm das Junggesellentum unbequem geworden. Die tausend kleinen Unbehaglichkeiten, die das Alleinleben mit sich bringt, waren ihm lästig. Auch das Gasthausessen paßte ihm nicht mehr. Es dünkte ihm fade und geschmacklos. Ein wichtiger Faktor für ihn, der sich im Laufe der Zeit zum Lebenskünstler ausgebildet hatte.

So nahm er eine Frau. Auch darin blieb ihm sein Glück treu. Das launische Spiel des Lebens hatte es gefügt, daß die Frau, die er nach reiflicher Überlegung wählte, ihm nicht nur ein hübsches Vermögen in die Ehe brachte, sondern auch eine warme, innige Zuneigung, die er nicht verdiente — und auch nicht beachtete. Er nannte eine Frau sein eigen, hatte zwei hübsche Kinder, einen Knaben und ein Mädchen — damit war für ihn der Zweck der Ehe erfüllt. Im übrigen behielt er die Annehmlichkeiten des Junggesellenlebens bei. Wenn seine Geschäfte ihn nicht in Anspruch nahmen, so lebte er dem Vergnügen. Er tollte mit seinen alten Freunden und entzog sich nicht den pikanten, kleinen Ablenkungen, bei denen auch die Frauen eine gewisse Rolle spielten; jene zweifelhaften Vertreterinnen der Weiblichkeit, die in der intimen Welt regieren.

Seine eigene Frau ließ ihn gewähren. Zwar litt sie unter seinen Vergnügungen, die ihn der Familie entzogen, doch sie war zu schwach und weich, ihn davon zurückzuhalten. Ja, um ihn nicht zu erzürnen, versteckte sie ihren Gram, trat ihm stets mit einem stillen, freundlichen Lächeln entgegen. Sie liebte ihn, aber sie verlangte ihn nicht.

Von alledem sah er nichts. Er nahm ihre Duldsamkeit als etwas Selbstverständliches hin; war eben der blinde Egoist, dem sein eigenes Ich über alles geht, über Vater, Mutter, Frau und Kind. So führte er das Leben eines verheirateten Junggesellen; er genoß die Vorteile der Ehe, ohne die Freiheit aufzugeben.

Darüber war er fünfzig Jahre alt geworden. Er merkte es nicht. Zwischen Arbeit und Vergnügen, die ihn nicht zur Besinnung kommen ließen, flogen die Jahre dahin, wie schwirrende Pfeile.

Wohl stiegen in den letzten Monaten, just um die Zeit herum, da er den fünfzigsten Geburtstag mit großem Glanz gefeiert hatte, leise Bedenken über seine Lebensführung in ihm auf. Bedenken, die bald zögernd anpochend, bald energisch mahnend, daherkamen und sich nicht fortscheuchen ließen, wie lästige Fliegen. Er nahm sich auch vor, sich der Häuslichkeit und der Familie fortan eifriger zu widmen, indes, seine Energie erlahmte an seiner Lebenslust.

Auch an seine einzige Schwester, die daheim in Thüringen geblieben war, dachte er selten. Er wußte nur, daß sie dort ein beschauliches Leben führte. Seit dreiundzwanzig Jahren war sie verheiratet. Er war damals zur Hochzeit gereist, hatte ein schönes Geschenk mitgenommen und sich in dem Philisterkreise entsetzlich gelangweilt. Pflichttreu war er auch ein Jahr darauf zur Taufe der Ältesten hinübergefahren, um Pate zu stehen. Er wußte nicht einmal mehr, wie die Kleine hieß, denn seitdem hatte der liebe Gott der guten Schwester noch ein halbes Dutzend Göhren geschenkt. Was sollen die Leute in solch einem kleinen Nest auch weiter anfangen!

Man gratulierte sich zu den Geburtstagen und zum neuen Jahr — seine Frau besorgte das alles sehr hübsch — aber das waren die einzigen Lebenszeichen, die man sich gab. — — —

— — Das Essen war gerade beendet. Es war etwas spät geworden, weil Werner nicht rechtzeitig hatte zu Tisch kommen können. Die Gatten saßen noch plaudernd an der Tafel. Da klingelte es. Das Mädchen trat ein. „Fräulein Toni Deussing aus Gotha wollte den Herrschaften ihre Aufwartung machen."

Werner sah das Dienstmädchen verständnislos an. „Fräulein Toni Deussing?" wiederholte er fragend.

Da fiel seine Frau ein. „Natürlich! Deine kleine Nichte! Wir lassen bitten."

Werner schlug sich vor den Kopf. Seiner Schwester Kind. Daß er's nicht sofort gewußt hatte!

Das junge Mädchen trat ein, ließ sich von der Tante küssen und gab dem Onkel die Hand.

Onkel! Das Wort klang ihm so fremd, ja, berührte ihn geradezu unbehaglich. Er, Paul Werner, der Onkel einer ausgewachsenen, jungen Dame von zweiundzwanzig Jahren. Herrgott! Direkt komisch würde ihm das klingen, wenn's nicht einen so verdammt bitteren Beigeschmack hätte. Noch so jung fühlte er sich! — Er überlegte. Mit fünfzig Jahren ist man eigentlich auch nicht mehr ganz jung.

Inzwischen plapperte sein Patenkind lustig darauf los, durch die liebenswürdige Frau Tante ermutigt. Sie überbrachte die üblichen Grüße von den Eltern, erzählte von den Geschwistern, von denen der Jüngste schon Gymnasiast in Eisenach war, und schilderte das lustige, gemütliche Leben daheim. Werner betrachtete seine Nichte mit prüfenden Blicken. Wie sie der Schwester ähnelte, so in allem.

Und die Kindheit stieg wieder vor ihm auf. Er sah den kleinen Kolonialwarenladen des Vaters, in dem das Geruchgemisch von Gewürzen, Kaffee, Semmeln und Schokolade vergewaltigt wurde durch den unausstehlichen Duft des Käses. Er hörte das schrille Gebimmel der Ladenklingel. Er erblickte das Vaterhaus, dessen Torflügel ihm als Zielscheibe für seine ersten Schießversuche mit dem Flitzbogen gedient. Er sah die kleine, rundliche Mutter, wie sie vom Frühmorgen bis zum Spätabend ruhelos herumhantierte. Er sah den großen, steifen Vater die Waren abwiegen, nicht ein Gramm zu wenig, nicht ein Gramm zu viel.

Alles stand ihm deutlich vor Augen.

Ja, die Kindheit war wieder wach geworden und rührte ihn mit ihren süßen, blauen Unschuldsaugen.

Das junge Mädchen, dem der schweigsame Onkel nicht zusagte, wollte sich verabschieden.

Er hielt sie zurück. „Du hast uns ja noch gar nicht verraten, was dich nach Berlin führt."

Sie sah ihn erstaunt an. „Aber das habe ich doch eben der Tante und dir erzählt! Meine Freundin Annaliese hat mich zu ihrer Hochzeit geladen; ich wohne bei ihren Schwiegereltern."

Gleichsam entschuldigend, streichelte Werner ihre vollen, weichen Wangen.

„Ach so, verzeih! Heute abend kommst du natürlich zu uns zum Butterbrot."

Seine Frau stutzte. „Du mußt doch in den Klub?"

Er unterbrach sie milde. „Unserem lieben Gast zu Ehren bleibe ich natürlich hier." Ein Leuchten ging über das Gesicht seiner Frau. „Selbstverständlich wirst du auch bei uns

wohnen. Wir haben ja Platz genug. Ich werde dein Gepäck abholen lassen." Seine Stimme klang seltsam weich.

Fräulein Toni nahm dankend an und verabschiedete sich. Werner ging auf sein Zimmer. Er war in heftiger Bewegung. Das Herz war ihm zu Kopf gestiegen, er hatte einen Gemütsrausch.

Die Jugend! Die schöne Jugend! — Er gab sich einen Ruck. Potzblitz, war er denn alt geworden? Und er beschaute sich im Spiegel und musterte sich sorgfältig. Die Erscheinung straff, schlank und elegant. Alle Achtung! Aber da! — es gab ihm einen Stich — an den Schläfen viele weiße Haare.

Ja, er war alt geworden, ohne es zu bemerken. In all den Jahren des Strebens, der Arbeit, des intensiven Lebensgenusses war es ihm entgangen, daß die Jugend von ihm Abschied genommen hatte, und das Alter gebieterisch Einlaß begehrte.

Seltsam ward ihm zumute. Mit der Trauer um die Jugend zog urplötzlich die versöhnende Ruhe des Alters in sein Herz, stimmte ihn nachdenklich und löste die Schlacken, die gleich einem harten Panzer seine Seele umgaben.

Immer aufmerksamer und eindringlicher spiegelte er seine Seele, und der psychische Spiegel warf sein Bild unendlich schärfer zurück, als die Glasscheibe die Formen des Körpers.

In dieser Stunde des Rückschauens, des Nachdenkens und der Läuterung gelangte er zu der Erkenntnis, wie gewissenlos er gegen seine Familie gewesen. Und mit der Erkenntnis kam ihre gute Tochter, die Neue. Sie machte Paul Werner zu einem Menschen.

Das dankte der fünfzigjährige Paul Werner dem zweiundzwanzigjährigen Fräulein Toni Deussing aus Gotha — das dankte das Alter der Jugend . . .

Bunte Chronik

* **Der Georgstag.** (23. April.) In der ländlichen Bevölkerung gilt der Georgstag vielfach als der Tag, mit dem eigentlich das Frühjahr erst richtig beginnt. Mußte man bis dahin noch mit Rückschlägen in der Witterung rechnen, so sind diese Befürchtungen nach dem Georgstage nicht mehr so groß. Dieser Tag scheidet draußen auf dem Lande die vergangene winterliche von der kommenden sommerlichen Zeit. In Gegenden, wo das Vieh auf die Weide getrieben wird, geschieht dies gewöhnlich am Georgstag zum ersten Male. Die Hirten putzen sich an diesem Tage mit frischem Grün aus, und auch das Vieh wird mit jungen Zweigen und Frühlingsblumen geschmückt. Von diesem Tage an gilt es auch als unpassend, über Wiesen zu laufen. Viel mehr Bräuche sind mit dem Georgstag bei den slawischen Völkerschaften verbunden. Die russischen Bäuerinnen weihen an diesem Tage dem heiligen Georg eine Kerze, gewissermaßen als Fürbitte, daß er im nächsten Jahre das Vieh beschützen möge. Der Tau am Georgstage gilt bei den Slawen als besonders heilkräftig. Ist am St. Georgstag Tau gefallen, so eilen Bauer und Bäuerinnen, Söhne, Töchter und Knechte hinaus, um sich im Tau zu wälzen. Auch wird der Tau von diesem Tage sorgfältig eingesammelt und zur Besprengung des Viehes benutzt. Auch noch andere Bräuche hängen mit dem Georgstag zusammen.

*

* **In 24 Stunden vom Atlantischen zum Stillen Ozean.** Eine große technische Leistung wird in den Vereinigten Staaten täglich von der Luftpostlinie zwischen Neuyork und San Franzisko vollbracht. Durch diesen Flugdienst ist es möglich, in weniger als einem Tage von dem einen der beiden größten Zentren des amerikanischen Kontinents zum anderen zu gelangen. Die Flugzeuge der genannten Linie haben dabei Gebiete zu überfliegen, deren klimatische Verhältnisse sehr verschieden sind. Bereits seit zwölf Monaten ist diese Luftpostlinie im Betrieb, und die Flugzeuge haben im ganzen bisher eine Strecke von vier Millionen Kilometer zurückgelegt, ohne daß man bis jetzt einen tödlichen Unfall zu verzeichnen gehabt hätte. Diese schönen Ergebnisse sind vor allem dem Etappendienst zuzuschreiben, der wegen seines zahlreichen Personals und der vielen Zwischenstationen zwar große finanzielle Anforderungen stellt, der Gesellschaft aber trotzdem erlaubt hat, einen beträchtlichen Jahresgewinn zu erzielen, den die europäischen Gesellschaften bis jetzt leider noch nicht erreicht haben.

*

* **Der Druckknopf 40 Jahre alt.** Im Jahre 1885, und zwar im Monat April, erschienen die ersten Druckknöpfe auf dem Markt. Ein Pforzheimer, Heribert Bauer, war sein Erfinder. Das Patent datiert vom 5. März. Selten einmal hat eine Erfindung einen so raschen, ungehemmten Siegeslauf über die ganze Welt angetreten, wie dieser uns heute so unentbehrlich dünkende Druckknopf. Und selten auch hat ein so unscheinbarer Artikel einen so großen Einfluß auf Mode und Kleidung ausgeübt. Denn viele Eigentümlichkeiten der Frauenkleidung, die heute gang und gäbe sind, sind erst durch die Erfindung des Druckknopfes ermöglicht worden.

*

* **„Das schönste Geschäftshaus der Welt."** Ein echt amerikanisches Preisausschreiben hat die Chicagoer Zeitung „Chicago Tribune" ausgeschrieben. Es hatte zum Gegenstand ein neues Geschäftshaus, das die Zeitung errichten wollte, natürlich einen „Wolkenkratzer". Nun ist bekanntlich der Wolkenkratzerstil heute etwas sehr Umstrittenes. Man beginnt die bisherigen Wolkenkratzer als nicht gerade schön zu empfinden und sucht daher nach einem neuen, dem Charakter dieser Häuser angepaßten Stil. Das erste Hochgebäude in einem neuen, bahnbrechenden Stil wollte die „Chicago Tribune" errichten, — man weiß nicht recht, ob aus Notwendigkeit oder um der Reklame willen. Sie erließ demzufolge ein Preisausschreiben für die besten Entwürfe, und zwar unter dem Motto: „Der größten Zeitung der Welt das schönste Geschäftshaus der Welt!" Der erste Preis betrug 50 000 Dollars. Er wurde zwei Architekten in Neuyork zuteil, die dadurch zu gemachten Leuten geworden sind. Gespannt kann man nun nur sein, ob der Entwurf das hält, was in dem Preisausschreiben angekündigt worden ist, und ob er einen neuen Wolkenkratzerstil zur Folge haben wird. Übrigens haben sich auch 37 deutsche Architekten an dem Wettbewerb beteiligt, die aber sämtlich leer ausgegangen sind.

*

* **Eine Speisekarte aus dem Jahre 1303.** Aus dem Jahre 1303 ist uns eine Speisekarte mit einem Verzeichnis der Gerichte erhalten, die am Tage der Einweihung der Stadtkirche zu Weißensels zu Ehren des Bischofs Bruno von Zeitz verabreicht wurden. Aus dieser Urkunde kann man ersehen, daß man damals durchaus nicht bescheiden lebte. Am ersten Tage wurde dem Bischof vorgesetzt: Eiersuppe mit Safran, Pfefferkörnern und Honig drein; Hirse, Gemüse, Schaffleisch mit Zwiebeln, gebratenes Huhn mit Zwetschen. Stockfischsuppe mit Öl und Rosinen, Bleie in Öl gebraten, gesottener Aal mit Pfeffer, gerösteter Bücklinge mit Senf. Sauergesottener Fisch, kleine Vögel in Schmalz gebacken mit Rettich, Schweinskeule mit Gurken. Am nächsten Tage wurde aufgetragen: Gelbes Schweinefleisch (in Saffran), Eierkuchen mit Honig und Weinbeeren, gebratener Hering; kleine Fische mit Rosinen, kleine Bleie, die vom vorherigen Tage übrig geblieben waren; eine gebratene Gans mit roten Rüben; gesalzener Hecht mit Peterlin, Salat mit Eiern, Gallert mit Mandeln besetzt.

*

* **Aus dem Lande der Pflaumen.** Im Jahre 1856 brachte ein Franzose einige Sorten Pflaumen nach Kalifornien, wo sich seitdem eine Pflaumenindustrie in riesigem Ausmaße entwickelt hat. 1870 gründete man die ersten größeren Pflaumengärten und 1879 bedeckten die Pflaumenbäume schon ganze Strecken Kaliforniens. 1919 betrug die Ernte an Pflaumen 135 000 Tonnen mit einem Wert von 32 Millionen Dollar. Diese Produktion genügte aber dem Verbrauch der Vereinigten Staaten noch lange nicht, so daß in Kalifornien sich sozusagen jeden Tag neue Pflaumenanlagen auftun.

*

* **Das Laboratorium in der Hosentasche.** Bekanntlich sind viele Jünger der Wissenschaft, Professoren wie Studenten, so voller Begeisterung und Eifer für ihr Fach, daß sie auf alles andere, was außerhalb vorgeht, nicht achten und sich überall, wo sie gehen und stehen, nur mit ihrer Wissenschaft beschäftigen. Das hat nun oft sehr komische Folgen. So lassen Professoren ihre Regenschirme stehen und vergessen mitunter sogar, daß sie eine Frau haben. Mediziner und Chemiker tragen mitunter gar ihr halbes Laboratorium in der Tasche mit sich herum. Nicht immer geht es in diesem Falle glimpflich ab. So verursachte dieser Tage im Stadttheater zu Brünn während einer Vorstellung ein junger Mediziner eine heftige Explosion, durch die ein Student und eine neben ihm sitzende Dame nicht unerheblich verletzt wurden. Der Student hatte eine leicht entzündliche chemische Mischung bei sich gehabt, die explodiert war.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.